

aussetzung dafür angesehen, daß wir gestaltend auf wirtschaftliche Prozesse Einfluß nehmen. Die Studie schließt mit dem provozierenden Satz: „In diesem Sinne sind wirtschaftliche Fragen auch Bekenntnisfragen; Wirtschaft ist ein Anliegen des Glaubens.“ Das ruft geradezu nach einer Auseinandersetzung mit der Verantwortungsethik, wie sie hinter der EKD-Denkschrift steht.

Günter Krusche

- * Bischof Jung war Mitglied der EKD-Delegation in Canberra und Mitglied des Zentralausschusses. Er hat an der Tagung des ZA im September 1991 teilgenommen und war der Leiter der deutschen Mitgliedergruppe. Wir verdanken ihm viel an Rat und Weisung. Er verstarb unerwartet am 26. November 1991.
- ** Gemeinwohl und Eigennutz. Wirtschaftliches Handeln in Verantwortung für die Zukunft. Eine Denkschrift der EKD, Gütersloh 1991.

Leidenschaft für das Erreichbare

Vier Jahre Mitarbeit im ÖRK

Die folgenden Eindrücke sind das Ergebnis meines Nachdenkens über vier Jahre Mitarbeit in der Abteilung für Glauben und Kirchenverfassung. Ich gehöre einer Generation an, für die ökumenische Theologie als ordentliche Disziplin im Studium noch nicht angeboten war. Das Interesse an der Ökumene war von meinen Eltern zwar früh geweckt worden, aber idealisiert und abstrakt geblieben. Konkrete persönliche Anstöße erhielt ich während eines siebenmonatigen Studienaufenthalts in den USA, vermittelt durch den LWB, und bei der mehrjährigen Mitarbeit in einem ökumenischen Gesprächskreis auf lokaler Ebene. Erst mehrere Besuche bei den Schwestern von Pomeyrol und Versailles, den Brüdern von Taizé, wo die „Einheit der Kirche“ auf besondere Weise geistlich eingeübt wird und ökumenische Kontakte bewußt gepflegt werden, sowie die Boykottaktion der Frauen zugunsten Südafrikas und die Mitarbeit in der Friedensbewegung halfen mir, über den lokalen Tellerrand hinauszublicken und gerade von Genf neue Impulse für das kirchliche Leben zu erwarten.

I.

Das Angebot selbst im ÖRK, und zwar in der Abteilung für Glauben und Kirchenverfassung, an den dogmatischen Sachfragen im interkonfessionellen Gespräch mitzuarbeiten, habe ich als besonderes Privileg empfunden, und als ein solches erscheint es mir auch im Rückblick. In erster Linie sehe ich es darin, daß ich gelernt habe, mit Christen anderer Konfessionen Kirche als eine wirkliche und zu ihrem Vollzug wesentliche Gemeinschaft zu erfahren. Ich könnte auch sagen, ich lernte und erlebte, was es um die wahre Katholizität der Kirche ist.

Ich denke dabei vornehmlich an die Gottesdienste im Ökumenischen Zentrum mit neuen liturgischen und theologischen Impulsen, aber auch an die anderen gemeinsamen Ausdrucksformen in der Genfer Mitarbeiterschaft und an den persönlichen Austausch im kleinen Kreis. „Kirche“ wird natürlich nicht jederzeit bewußt realisiert, ist aber doch potentiell überall erfahrbar. Wer andere Konfessionen in ihrem Kirchenverständnis, wer andere kulturelle Ausprägungen des christlichen Glaubens kennenlernen, wer Verschiedenheiten besser verstehen und Gemeinsamkeiten genauer wahrnehmen will, hat dazu im ÖRK ausgiebig Gelegenheit. Kirche wird in einer Weite und Vielstimmigkeit erlebbar, wie sie sich anderswo kaum so repräsentativ bietet.

Die nachhaltigsten Impulse dieser Art verdanke ich den orthodoxen Schwestern und Brüdern. In sich selbst schon geradezu einen Kosmos darstellend hat mir die „göttliche Liturgie“ ein ganz neues Verständnis des Kosmos und des heilsgeschichtlichen Geschehens in ihm eröffnet.

Daß orthodoxe Christen eine von der protestantischen völlig verschiedene Auffassung von Kirche haben, wurde mir z. B. daran deutlich, daß eine Formulierung wie die von der „Erneuerung der Kirche“ für sie nur in ganz bestimmter Hinsicht zulässig sein kann und geradezu einen Widerspruch in sich selbst darstellt. Im Grunde kann für sie Kirche selbst, so wie sie von Christus in der Kraft des Heiligen Geistes geoffenbart und gegründet ist, in ihren Wesensmerkmalen ja niemals verlorengehen, so daß sie sich von Grund auf ändern müßte. Jede Reform darf und kann nur den Gebrauch des Alten, Bewährten neu beleben und wieder zur Geltung bringen. Aber etwas prinzipiell Neues würde sich in Gegensatz zur geheimnisvoll präsenten Wahrheit stellen. Wieviele Differenzierungen es gleichwohl innerhalb der verschiedenen orthodoxen Traditionen gibt, habe ich auf meinen Reisen erfahren.

Wer sich als Angehöriger des Stabs von Glauben und Kirchenverfassung mit der ganzen Variationsbreite theologischen Denkens, wie es durch die Delegierten der Kommission zur Sprache kommt, zu beschäftigen hat, genießt Vorteile, wie nur ökumenische Gremien sie bieten können. Die vielfältigen Möglichkeiten zu hören und zu lernen kann man oft gar nicht ausschöpfen oder hinterher angemessen aufarbeiten und einordnen, so stimulierend die Eindrücke auch sein mögen, und so sehr man sich der Einmaligkeit und Besonderheit der Gelegenheit bewußt sein mag. Übrigens – so bereichernd das ökumenische Angebot auch ist und selbst, wenn man daraus eine Auswahl trifft, so liegt in ihm doch auch die Gefahr einer Verführung, der man leicht erliegt. Die häufige Teilnahme an Konferenzen und Tagungen, wo Kontakte vermittelt, wo Reise und Unterkunft gezahlt werden, die ganze Reisediplomatie erzeugt wie von selbst bestimmte Erwartungen von dem, was an sachlichen Ergebnissen möglich sein und welche Bedeutung darüber hinaus mitunter auch der eigenen Person zukommen müßte.

Wer immer von Genf in die sogenannte „normale“ Alltagswelt zurückkehrt, in der man nicht mehr regelmäßig vom Schreibtisch weg auf Reisen gehen kann und in der man sich um jeden kleinsten Schritt wieder selbst bemühen muß, lernt gewisse Entzugssymptome kennen, die sich fast zwangsläufig einstellen.

II.

Abgesehen von den Vergünstigungen, die die Mitarbeit im ÖRK generell bietet, sind mir natürlich die spezifischen Lernerfahrungen in der Abteilung von Glauben

und Kirchenverfassung besonders wichtig. Ich war in der Nachfolge von Frère Max Thurian hauptsächlich damit beauftragt, die Stellungnahmen der Kirchen zum Lima-Dokument „Taufe, Eucharistie und Amt“ auszuwerten. Im Verlauf dieser Aufgabe war ich genötigt, meine Vorstellung von ökumenischer Arbeit einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Herkommend von einer vorwiegend analytisch geprägten Arbeitsweise waren mir Charakter und Methode bei der Erarbeitung ökumenischer Dokumente nicht nur nicht vertraut. Sie waren mir auch insofern fragwürdig, als es dort nicht in erster Linie um inhaltliche Differenzierung und gedankliche Präzision zu gehen schien, sondern ganz anderes im Vordergrund stand. Das Lima-Dokument z. B. verzichtet ja ganz darauf, Lehrunterschiede ausdrücklich zu profilieren und ist daran interessiert, was die Kirchen gemeinsam aussagen können oder könnten, wo Grenzen überschritten und überwunden werden. Hatte ich bisher gelernt, bei der Herausarbeitung verschiedener Positionen Abgrenzungen vorzunehmen, und Trennungslinien für etwas Normales anzusehen, so bestand die hier angewandte Methode gerade im Aufsuchen und Finden von Interpretationen und den ihnen entsprechenden Formulierungen, die die unterschiedlichen oder gegensätzlichen theologischen Inhalte vermitteln, im besten Falle „aufheben“ sollten. Ich mußte also umdenken und neu ansetzen lernen und hatte in Kauf zu nehmen, daß ich mich in der Beurteilung und Auswertung von Formulierungen zunächst mehrfach „vergriff“. Ich glaube noch jetzt, daß hier ein grundsätzliches Problem ökumenischer Arbeitsmethode liegt, dem tiefer nachzugehen sich lohnt. Das längere Vertrautwerden mit der ökumenischen Arbeit, nicht nur die Teilnahme an, sondern auch die eigene Vorbereitung von Konsultationen, die Mitarbeit im Redaktionsteam und schließlich die Nacharbeit im Sekretariat verhalfen mir zu einer entscheidenden Einsicht, die ich nicht missen möchte – daß Theologie heute *prinzipiell ökumenische Theologie* sein muß, daß es keine Alternative für das Gespräch mit den anderen christlichen Konfessionen und über den Bereich der Kirche hinaus mit den Weltreligionen gibt. So wie keine Kirche für sich allein und ohne die anderen im Vollsinn des Wortes Kirche sein kann, kommt christliche Theologie ohne das ökumenische Gespräch nicht aus. Eine solche ökumenische Gesprächstheologie aber entwickelt dann auch die ihr entsprechenden Arbeitsformen: nämlich Texte, die eben nicht das Resultat der Reflexion eines einzelnen Gelehrten sind, sondern die aus der gedanklichen Produktion einer überkonfessionellen Arbeitsgruppe hervorgehen. Auch wenn manche Dokumente die Signatur einzelner Autoren tragen, im strikten Sinn also das geistige Eigentum einiger weniger bleiben, die auch auf das Gesamtgeschehen einen manchmal nicht unerheblichen Einfluß nehmen, müssen doch jeweils so flexible Formulierungen gefunden werden, daß sich die Gruppe als ganze in ihnen wiedererkennen kann. So erklärt sich, daß in ökumenischen Dokumenten oft eine bestimmte Gewichtung vorgenommen wird, in der Differenzen und Probleme, die zwischen den Kirchen noch bestehen, gegenüber dem, was sie bereits verbindet, zurücktreten und das besonders hervorgehoben wird, was im Verlauf der gemeinsamen Arbeit positiv erreicht worden ist. Und es gehört offenbar auch zum ökumenischen Stil, in immer neuen Variationen die Vision von der „sichtbaren Einheit der Kirche“ zu beschwören und Hoffnungen zu wecken, daß diese in nicht allzu ferner Zeit erreicht werden könnte, wenn . . .

Der Auswertungsband, den die Kommission über die Stellungnahmen der Kirchen zum Lima-Dokument veröffentlichte („Die Diskussion über Taufe, Eucharistie und Amt 1982–1990“), ist ein instruktives Beispiel für die beschriebene geistige Tonlage ökumenischer Dokumente (vgl. insbesondere die im Anhang veröffentlichte Erklärung der Kommission in Budapest aus dem Jahr 1989, S. 153ff und siehe dieses Heft S. 98ff). Ganz ähnlich steht es mit dem von der Ständigen Kommission vorbereiteten und der 7. Vollversammlung in Canberra vorgelegten Dokument der Sektion III: „Die Einheit der Kirche als Koinonia: Gabe und Berufung“ (vgl. ÖR 2/91, 182–184 bzw. schon 180–182).

Im Projekt „Die Einheit der Kirche und die Erneuerung der menschlichen Gemeinschaft“ arbeitete ich verantwortlich mit an dem Unterthema: „Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche“.

Die Beiträge der Frauen aus nicht-westlichen Ländern – z. B. während einer Konferenz in Benin – ließen erahnen, welche Fülle von Kommunikationsmöglichkeiten nicht verbaler Art Christen aus diesen Ländern noch zur Verfügung steht. In alten Bräuchen und Symbolhandlungen, die in Familien und Gemeinden praktiziert werden (wir hörten z. B. von einem Hochzeitsbrauch, der die Gemeinschaft der Sippe dadurch ausdrückt, daß alle Familienmitglieder zu Beginn der Feier eine Nuß essen, aus einem Glas trinken und abwesenden Angehörigen die Nuß sogar zugesandt wird), lebt neben der christlichen Verkündigung, aber durchaus nicht grundsätzlich gegen sie ein Erbe, dem man mit großer Vorsicht und viel Takt begegnen muß, ohne sofort die westlichen Denk- und Verhaltensmaßstäbe anzulegen. Selbst da, wo die gesellschaftliche Lage der Frau, gemessen an westlichen Vorstellungen, beklagenswert ist, sind Geduld und vorsichtiges Zuhören mehr am Platz als eilige Vorschläge oder Maßnahmen zur Veränderung.

Darüber hinaus wurde mir nirgends so deutlich wie in Afrika und Asien, was unserem Bewußtsein weitgehend verschwunden ist, nämlich, daß auch unsere Kulturen und unsere Religionspraxis, ja selbst unsere Theologie das Ergebnis eines Begegnungsprozesses sind, in dem ursprünglich fremde, heidnische Elemente aufgenommen, verwandelt, christianisiert wurden oder als „erratische“ Blöcke in rudimentärer Form erhalten blieben (ganz deutlich ist das letztere z. B. der Fall in unseren Karnevalsbräuchen, in Oster- und Sonnwendfeuerritten)

Daß westliche Christen anlässlich des Referats von Frau Chung in Canberra so beunruhigt waren, weist m. E. darauf hin, wie wenig wir von unserer eigenen Tradition wissen und wie nötig es ist, daß wir uns intensiv mit der „Inkarnation“ unseres Glaubens in unsere jeweiligen Lebensumstände beschäftigen. Steht nicht die Akzeptanz, die wir von nicht-westlichen Christen bei der Rezeption des Lima-Dokuments erwarten, in einem Mißverhältnis zu unserer eigenen Bereitschaft, Toleranz zu üben, wenn sich die christliche Botschaft in einem uns ungewohnten Gewande darbietet?

Schließlich hatte ich den Auftrag, verantwortlich an der „Gebetswoche für die Einheit der Christen“ mitzuarbeiten. Diese Arbeit hat mir einerseits besondere Freude gemacht, weil sich jedes Jahr nahezu derselbe kleine Kreis von Delegierten traf, der auf der Grundlage von Vorschlägen einer lokalen ökumenischen Gruppe Kurzauslegungen zu biblischen Texten mit Gebetsintentionen zu einem Gesamtthema formulierte. Andererseits wurde von Jahr zu Jahr deutlicher, in welchem Mißverhältnis unsere Arbeit und die der Vorbereitungsgruppe, auf der wir aufbau-

ten, tatsächlich zueinander standen. Das internationale Team, das aus 6 vom Vatikan und 6 vom ÖRK benannten Vertretern besteht – von unserer Abteilung werden jeweils 2 orthodoxe Teilnehmer eingeladen –, griff doch sehr weitgehend in die Vorlage ein und schuf einen neuen Text. Er sollte für die verschiedenen Kirchen der Welt und ihre unterschiedlichen Lebenssituationen adaptierbar sein und wirkte infolgedessen oft recht neutral und eigentlich konturenlos abstrakt. In Briefen, die uns erreichten, wurde m.E. mit Recht bemängelt, daß auf aktuelle ökumenische Ereignisse wie Basel, Seoul, Canberra höchstens am Rande Bezug genommen wurde, ganz abgesehen von dem fehlenden Hinweis auf politische und soziale Probleme in der Welt wie die Verelendung vieler Länder, Arbeitslosigkeit, die Migration, Kriege.

Nicht, daß die einzelnen Mitglieder unserer Gruppe zu konkreten Fragen auf der Basis von biblischen Texten nicht etwas Klares, etwas Herausforderndes, etwas Mutiges zu sagen gewußt hätten. Aber solche Stellungnahmen hätten andere Teilnehmer als unzulässige Einmischung empfunden, zumal sich die Gremien, die sie delegiert hatten, ja der Weltchristenheit gegenübergestellt sehen. So wurde auf Aktualität verzichtet. Für mich ist gerade in dieser Arbeit deutlich geworden, wie schwach das ökumenische Pflänzchen tatsächlich ist, so daß noch nicht einmal auf einem anscheinend unverfänglichen Boden wie dem Gebet um die Einheit der Kirche wirklich etwas gewagt werden konnte, was wie ein „Stachel im Fleisch“ hätte wirken können. Wie groß ist die Angst bei einigen Kirchen, man könne von hier aus zu weiterreichenden Schritten veranlaßt, vielleicht genötigt werden, zu denen man sich nicht, noch nicht ermächtigt glaubt.

III.

Die Zeit im ÖRK hat mein Leben entscheidend verändert und mir eine einmalige Gelegenheit zu ökumenischem Lernen geboten. Da ist etwas in Gang gekommen, das mich nicht mehr loslassen wird. Geblieben sind Erfahrungen und Einsichten, auch eine Reihe von Fragen, die ich mir abschließend erlaube weiterzugeben:

1. Was ist es eigentlich, das die Rezeption und die Verwirklichung von ökumenischen Erkenntnissen behindert?

Warum ist es trotz der festgestellten theologischen Übereinstimmungen der Delegierten der Kirchen in der Kommission von Glauben und Kirchenverfassung im Lima-Dokument und der offiziellen Vertreter der Kirchen in ihren Stellungnahmen noch nicht zu bindenden institutionellen Entscheidungen in einem weitreichenden Sinne gekommen, die etwa in ökumenischen Tauf- und Trauungsliturgien, in einem ökumenischen Taufkatechismus ihren Ausdruck fänden?

Ist diese Tatsache nur darauf zurückzuführen, daß bestimmte Grundsatzfragen vor allem im Bereich des Sakramentsverständnisses und der Ekklesiologie noch nicht gelöst sind (vgl. Diskussion 103, 129f, 139ff), aber grundsätzlich einer vereinbarlichen Lösung zugeführt werden könnten?

Welcher Schluß ist aus dem Umstand zu ziehen, daß die in einer bestimmten ökumenischen Situation vereinbarten Formulierungen, mit denen man sich feierlich verpflichtet, in einer anderen Situation als unanwendbar erscheinen? (z. B. d. Änderungsantrag von Raiser in Canberra in der Plenardebatte zum Golfkrieg – am

21. Februar 1991 – zur Präzisierung des § 38 mit konkreten Formulierungen aus dem Schlußdokument der Konvokation von Seoul 1990 – vgl. Ökumenische Akzente. Eindrücke und Erkenntnisse aus Canberra, Frankfurt/M. 1991, S. 20f).

2. Wie kommt es, daß man trotz aller Erfolge in bilateralen und multilateralen Dialogen letztlich doch immer wieder an eine „Schmerzgrenze“ stößt, die – wenn man nicht die tiefste theologische und ekklesiale Identität preisgeben will – als unüberwindlich erscheint?

3. Wird das Ziel der ökumenischen Bewegung, die Einheit der Kirche, nicht durch die Tatsache in Frage gestellt, daß sich in vielen Ländern der Welt neue kirchliche Gruppierungen neben den und teilweise gegen die offiziellen Kirchen etablieren? In welcher Gestalt kann die ökumenische Bewegung Integrationskraft für *alle* Kirchen und Bewegungen sein?

In den genannten Fragekomplexen geht es mir um das Attribut, das in der Formel von der „Einheit der Kirche“ in ökumenischen Kreisen eine so wichtige Rolle spielt, die „volle sichtbare Einheit der Kirche“. In welchem Maße sind wir denn, ja sind wir überhaupt in der Lage, Einheit „sichtbar“ werden zu lassen, so sichtbar, daß „die Welt glaubt“ (Joh. 17,21)? Das Problem liegt in der Dialektik der Sache: Einheit der Kirche ist schon da, nämlich im Glauben gegeben – aber sie ist als solche eben noch nicht sichtbar, sie ist noch verborgen. Sie wird erst enthüllt werden. Und weiter: Für die Einheit muß etwas getan werden, und zwar von jeder Kirche, wenn man sich nicht einfach mit dem Nebeneinander abfinden will. Aber gleichzeitig kann das Entscheidende von uns nicht getan, sondern muß von Gott erbeten werden. Angesichts dieser Problematik und angesichts der vorfindlichen Zerspaltenheit der Kirche, der anhaltenden Spaltungstendenzen, der weitgehenden Folgenlosigkeit von Konvergenztexten und Verpflichtungserklärungen ist die Rede von der „vollen Sichtbarkeit“ der kirchlichen Einheit selber nur als dialektische verständlich, wenn sie nicht als theoretisch, als utopisch abgetan werden soll. Diese Schwierigkeit wird m. E. zu wenig artikuliert. Zu unbekümmert wird die Vision beschworen. Infolgedessen steht die Arbeit von Glauben und Kirchenverfassung unter einem problematischen Beweiszwang. Sie muß mit Hilfe von geistreich erdachten Formeln und Formulierungsangeboten dem Einheitsgedanken widerstrebende Lehrgegensätze vermitteln, um zu erweisen, daß man auf dem richtigen Wege ist, ja daß man dem Ziel Schritt für Schritt näherkommt. So wenig den Teilnehmern an der Arbeit daraus ein Vorwurf zu machen ist, so subjektiv ehrlich sie es meinen, so fragwürdig ist dieses Verfahren doch als solches. Es ist tendenziell geeignet, den Gegensätzen die Spitze abzubrechen und tut damit der Wahrheit – letztlich auch der Wahrheit der Einheit der Kirche selbst Abbruch.

Ich frage mich, ob nicht überhaupt zu viel Gewicht auf die kognitiv-konzeptionelle Ebene gelegt worden ist – eben in der Hoffnung auf Ausgleich –, so daß die intentionale Komponente, die doch eine entscheidende Rolle spielt, zu sehr ins Hintertreffen geraten ist. In Amsterdam hatte man von dem ausdrücklichen Willen gesprochen, beieinander zu bleiben. In Neu-Delhi wurde die Formulierung von der „völlig verpflichteten Gemeinschaft“ gefunden. Und auch der Umstand, daß sich im Verlauf der Arbeit über „Taufe, Eucharistie und Amt“ der Begriff der „Konvergenz“ als der angemessenere empfahl, unterstreicht auf seine Weise, daß es in der ökumenischen Gemeinschaft nicht um die Verwirklichung einer kognitiv zu begrei-

fenden Idee gehen kann, sondern um ein intentionales Geschehen, das sich einer moralisch-ethischen Zielsetzung verdankt.

Von der Erneuerung der intentionalen Ausrichtung ist gerade da, wo das theologische Gespräch nicht weiterzukommen scheint, die entscheidende Belebung des Bemühens um die Einheit zu erwarten. Gewiß müssen wir wissen, wo wir stehen und wohin wir wollen. Die theologische Klärungsarbeit von Glauben und Kirchenverfassung ist unabdingbar. Aber es muß intensiver darüber nachgedacht werden, wie das Bemühen, für die Einheit zu arbeiten, entzündet werden kann, und wie Lust, Mut und Geduld erzeugt werden können, um bei der Sache zu bleiben. Hierbei eignen sich die Erfahrungen vieler Kirchen in den Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas in hervorragender Weise. Weil dort ganz andere kirchliche Bedingungen anzutreffen sind als in ruhig, abgeklärt und unangefochten scheinenden westlichen Verhältnissen, ist oft auch ein ganz anderer Erfahrungsreichtum da, aus dem wir schöpfen können, um dem Einheitsstreben unter den Christen neue Impulse zu geben.

Aber auch in unseren Breitengraden gibt es – von oben mehr oder minder geduldet – doch beeindruckende Beispiele gelebter ökumenischer Gemeinschaft auf lokaler Ebene. Und die englischen Kirchen haben ein erstaunliches Modell zur überkonfessionellen Zusammenarbeit auf institutioneller Ebene entwickelt.

Gewiß haben wir auch von dirigistischen Maßnahmen gehört, und manches gibt Anlaß zu fragen, ob die großen ökumenischen Worte vielleicht nur Lippenbekenntnisse sind. Andererseits nötigen die kalten Winde gerade dazu, sich nüchtern und gewissenhaft immer wieder neu ins Gedächtnis zu rufen, was zu erreichen hier und jetzt realistisch und nicht nur wünschenswert ist, und aus welchen Gründen mehr nicht erwartet werden kann. Aber auch da, wo solche Gründe uns nicht einleuchten oder uns nicht nachvollziehbar scheinen, dürfen wir uns nicht in unserem Willen beirren lassen. Ich möchte vielmehr für eine Portion Mut zur Bruchstückhaftigkeit und Leidenschaft für das Erreichbare plädieren, dafür, dort anzusetzen, wo die Kirche sich tatsächlich befindet, und der großen Vision durch überzeugend gelebte, wenn auch fragmentarisch bleibende Selbsterfahrung ein Stück Bodenkontakt und Erdnähe zu sichern.

Die Klimaveränderung, die ansatzweise auf allen Ebenen eingetreten ist oder möglich erscheint, gilt es dadurch zu fördern und zu unterstützen, daß jede Kirche etwas abwickelt und ausbildet, was man „ökumenisches Ethos“ nennen könnte: Gemeinschaftstugenden und vertrauensbildende Maßnahmen, die sich aus der Ehrfurcht vor Christus ergeben. Ungeachtet des ekklesialen Selbstverständnisses, das eine Kirche dazu nötigen mag, sich von Schwesterkirchen abzugrenzen, soll das Vertrauen wachsen, daß auch in ihnen der lebendige Christus selbst und authentisch präsent ist und sie ihm den ihm zukommenden Raum einräumen. Solches Vertrauen, solches Zutrauen kann sich nicht allein an der Feststellung gemeinsamer oder auch divergierender theologischer Inhalte orientieren. Es muß sich ebenso auf die gelebte Erfahrung der Glaubwürdigkeit des anderen stützen. Ja, diese kann ihrerseits die Basis darstellen, die die Verschiedenheit überbrückt.

Als exegetische Basis für die hier ausgesprochenen Gedanken läßt sich das Gespräch zwischen dem auferstandenen Christus und Petrus heranziehen, Joh 21,20-23. Christus weist Petrus, der seinen Auftrag mißzuverstehen scheint,

darauf hin, daß er allein über Johannes und dessen Zukunft entscheidet: „Wenn ich will, daß er bleibt, bis ich komme, was geht es dich an?“ Das Verhältnis, das jede Kirche zu Christus hat, muß in gewisser Weise „autonom“ und für die anderen unantastbar bleiben, weil Christus selbst es begründet und legitimiert.

Die so beschriebene Sicht empfiehlt es m. E., zurückhaltender mit der Beschwörung der Formel von der „vollen sichtbaren Einheit der Kirche“ umzugehen, ohne daß doch zugleich die durch sie bezeichnete Aufgabe aus den Augen verloren werden dürfte. Das macht die ökumenische Arbeit eher schwieriger als leichter, weil die deutliche Abgrenzung der Vision von der irdisch erreichbaren Realität, das mühsame Buchstabieren der Einheit im konkreten kirchlichen Kontext, den großen Schwung nehmen könnte. Doch muß das keineswegs so sein, und im Grunde kann dann die Arbeit wahrhaftiger, ehrlicher und freier vonstatten gehen. „Glauben und Kirchenverfassung“ z. B. könnte sich seinen Vorhaben im freien Streit um die Wahrheit widmen und wäre von dem Zwang entlastet, immer feinere Ausgleichsformulierungen zu suchen, ohne daß gleichzeitig die Möglichkeit ausgeschlossen ist, Dokumente zu erarbeiten, die das Glaubensverständnis aller Glieder authentisch und genuin repräsentieren. Es könnte so auch einer gewissen Ideologisierungstendenz entgegengewirkt werden. Das Recht geschichtlich gewachsener Lehrtraditionen, die das Profil geistiger Entwicklungen im Leben der Kirche bestimmen, könnte besser verteidigt werden.

Intensiver als bisher müßte in der ökumenischen Bewegung sodann der Frage nachgegangen werden, wie die in ökumenischen Gremien gewonnenen Erkenntnisse und Einsichten an der Basis gesichert und verwurzelt werden können, so daß diese selbst aktiv am Gesamtgeschehen beteiligt ist. Andererseits muß ebenso sehr und in stärkerem Maße als bisher das an der Basis Erprobte daraufhin untersucht werden, wie es weitergeführt, legitimiert und allen zugänglich gemacht werden kann. Gerade die Reaktion auf das Lima-Dokument hat das außerordentlich große Interesse der Gemeinden an ökumenischer Theologie gezeigt. Wieviele ökumenische Gesprächsgruppen haben eigene Stellungnahmen erarbeitet, eigene Konzepte entwickelt und Konsequenzen gezogen, die selten angemessene Berücksichtigung gefunden haben.

Solange die ökumenische Bewegung von unten und von oben her im Einbahnstraßenprinzip steckenbleibt, wird sie auch nicht die ekklesiale Bedeutung haben können, die ihr eigentlich zukommt.

Ich bin mit der Intention zu lernen nach Genf gegangen und fühle mich durch die dort gewonnenen Erfahrungen nicht weniger auf einen Lernweg geschickt. Ins Gepäck auf die ökumenische Reise scheint mir eine Portion Mut zur Bruchstückhaftigkeit und die Leidenschaft für das Erreichbare zu gehören.

Irmgard Kindt-Siegwalt